

Marburger Zeitung.

Nr. 64.

Mittwoch, 30. Mai 1866.

V. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondseite wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Exemplargebühr kommen.

Abonnements-Einladung.

Bei Beginn des neuen Monats machen wir die freundliche Einladung zur Pränumeration.

Pränumerations-Preis.

Für Marburg monatlich 50 kr.,
mit Zustellung in's Haus 60 kr.,

mit Postversendung vierteljährig 2 fl., halbjährig 4 fl., ganzjährig 8 fl.

Die Administration
der „Marburger Zeitung.“

Zur Geschichte des Tages.

Der Bericht, welchen die „Kommission zur Kontrolle der Staatsschuld“ erstattet, ist nun veröffentlicht worden. Die Sprache ist männlich, die Finanz- und Verfassungspolitik der Regierung findet an dieser Kommission keinen Lobredner. Die bezüglichen Stellen des Berichtes lauten:

„Das Anlehen auf Grund des Gesetzes vom 23. November 1865 war das erste, welches seit der Sistierung des Grundgesetzes über die Reichsvertretung und ohne die in demselben sowie in dem a. h. Handschreiben vom 17. Juli 1860 und Artikel II des Diplomes vom 20. Oktober 1860 geforderte Zustimmung des Reichsrathes kontrahirt wurde. Die Abschließung dieses Anlehens, welche zu einer Zeit geschah, wo der Friede noch nicht bedroht erschien, erfolgte zu den ungünstigsten und lästigsten Bedingungen, und hatte sofort eine wesentliche Herabdrückung der Kurse sämtlicher Staatspapiere zur Folge, welche eine allgemeine Erhöhung des Zinsfußes und Vertheuerung aller anderen Effekten,

und damit eine weitere Verschlimmerung des volkswirtschaftlichen Leidens des Reiches nach sich zog.

Wenn sich schon hiedurch die Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß in Oesterreich die Mitwirkung der Volksvertretung, deren Wirksamkeit von Ew. Majestät ohnehin nur zeitweilig suspendirt wurde, bei der Verwaltung der Reichsfinanzen durch längere Zeit ohne die schwersten Nachteile nicht mehr entbehrt werden könne, so wird diese Ueberzeugung geradezu unwiderstehlich Angesichts der Verwicklungen, welche gegenwärtig den Frieden bedrohen, und der im Drange der Verhältnisse ergriffenen finanziellen Maßregeln.

Die treuehörigste Kommission hält es daher für ihre Pflicht, dieser ihrer Ueberzeugung an den Stufen des a. h. Thrones offen und unumwunden Ausdruck zu geben.

Sie hält sich hiezu umso mehr berufen, weil bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse das alsbaldige Eintreten des Zeitpunktes, mit welchem die Reaktivirung einer aus der Wahl der Reichsvertretung hervorgegangenen Staatsschulden-Kontrollkommission ermöglicht sein und bis zu welchem sie die Gebahrung im Staatsschuldenwesen zu überwachen haben wird, als nothwendig und unaufschiebbar erscheint.

Denn die Kommission muß in Uebereinstimmung mit den im allerunterthänigsten Vortrage vom 18. Oktober 1865 ausgesprochenen Grundsätzen die Bemerkung wiederholen, daß ihre Wirksamkeit, welche die Finanzmaßregeln als vollendete Thatsachen hinzunehmen hat und sich auf die Ueberwachung beschränken muß, daß mit der Staatsschuld im Sinne der allgemein kundgemachten Bestimmungen gebahrt werde, nicht auf eine Linie gestellt werden kann mit jener einer Korporation, welche das der Reichsvertretung zustehende Recht der Kontrolle über die Staatsschuld zu üben und darüber zu wachen hat, daß die Vermehrung der Staatsschuld nur im verfassungsmäßigen Wege erfolgt, welche also jede finanzielle Maßregel von diesem Standpunkte zu prüfen und falls die Prüfung verneinend ausfällt, ihre Mitwirkung zu verweigern und dadurch die Maßregel selbst zu verhindern berechtigt wie verpflichtet ist.

Wenn eine solche Institution für einen Staat, dessen Kredit geschwächt ist, unter allen Verhältnissen von hoher Wichtigkeit erscheint, so

Der Statthalter.

Von
J. Frey.

(Fortsetzung.)

Nach dem dritten Tanze schlich Röschen davon. Als es an die Thüre kam, überstreiften seine glänzenden braunen Augen Christian mit einem Blicke, daß er nun wohl begriff, wie seine verborgenen Gedanken errathen worden waren; dieser Blick mußte ja in die tiefsten Winkel der Seele dringen.

Bald tanzten Christian und Röschen, als ob sie einander nie mehr lassen wollten. Christian hatte in seinem Leben noch wenig getanzt und das ihm anfänglich Sorge gemacht; aber nach den ersten Schritten schwang er sich um sein Röschen, als trüge ihn der Takt der Tanzweisen mühelos von dannen. Sie sprachen nicht, die beiden Glücklichen; sie sahen einander an und lächelten, und das war genug.

In diesem Glücke war schon eine geraume Zeit vergangen, als der Major wieder in die Tanzstube trat. Geraden Schrittes kam er auf Röschen zu und faßte es bei der Hand, ohne im Geringsten auf Christian Acht zu geben. Röschen zauderte und Christian hielt es am Arme fest.

„Nun?“ — fragte der Major kurz, indem er Christian mit einem stolzen Blicke maß — „wird's bald?“

„Herr Major,“ erwiderte Christian bescheiden, „Röschen ist für heute meine Tänzerin.“

„Röschen ist meine Tänzerin,“ sagte der Major streng. „Laß ihren Arm los.“

Christian zauderte, durch diesen harten Ton auf's Tiefste verletzt, noch immer, als ihn der Major mit einem Stoße vor die Brust auf die Seite stieß. „Grober Bauer,“ fuhr er ihn an, „weist du, wer ich bin? — Soll ich dir meine Reitpeitsche zu fühlen geben?“

Christians Gesicht bedeckte plötzlich Todtenblässe. Er beugte sich hastig nieder, als suchte er ein Stuhlbein abzuknicken, um den empfangenen Schlag mit Bucher heimgzugeben. „Nicht so rasch, Ebnobauer,“ flüsterte eine tiefe Stimme hinter ihm, indem sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte, „nicht so rasch, guter Freund.“ Christian schaute auf. Neben ihm stand der wohlbekannte Metzgermeister Siebenmann von Karau,

der dem Auftritte zugehört hatte. „Kommt mit,“ ermahnte der Meister, „kommt mit; gut Ding will Weile haben und der Born ist ein unbedachtamer Rathgeber.“

Christian ließ sich willenslos, mühsam nach Athem ringend davon führen. An der Thüre schaute er nochmals zurück — der Major tanzte mit Röschen in zierlichen Wendungen den Saal hinunter.

In die Seele des bisher harmlosen Jünglings war ein Same geworfen, der, von fremder Hand und den kommenden Beitereignissen gepflegt, seine reichlichen Früchte tragen mußte.

Christian saß lange schweigend in einem Seitenstübchen, in das er sich hatte führen lassen, ohne auf die Worte Meister Siebenmanns oder des „Thörleiwirths,“ wie er im ganzen Thale genannt wurde, die mindeste Achtung zu geben. Seine Brust hob und senkte sich, als ob die staltliche, breite Wölbung zersprengt werden müßte. Manchmal zog er die weit vor sich hin auf den Tisch gestemmte Hand rasch zurück und fuhr nach der Stelle hin, wo er den Stoß des Majors empfangen hatte, wie wenn er da einen tiefen Schmerz empfände. Der Thörleiwirth, aus dessen kleinen, blitzenden Augen ein schneller und scharfer Verstand sprach, betrachtete mit Erstaunen den sonst so stillen Jüngling, der nun auf einmal so gewaltige Leidenschaften blicken ließ. „Stille Wasser gründen tief,“ murmelte er vor sich hin und hatte in diesem Falle Recht mit seiner Volkswisheit. In Christens Seele hatte sich an der Einen Flamme der Liebe plötzlich alle Gluth der entgegengesetzten Leidenschaften entzündet und gab ihnen die tiefe Innerlichkeit, weil sie Alles wieder auf sich zurückbezog. Endlich stand er auf und reckte sich weit aus, wie ein aus schweren Träumen Erwachender. „Thörleiwirth,“ sagte er mit fester, aber tonloser Stimme, indem er auf seine Uniform schaute, „ich bin Soldat so gut wie er, ich muß den Schlag zurückgeben; nachher ist's einerlei, ob er mich mit seinem Säbel zusammenhaut oder ich ihn mit dem Bajonnette niedersteche. Röschen weiß dann wenigstens, daß ich kein Knabe bin.“

In diesen Worten fand Meister Siebenmann den Schlüssel zu Christens Benehmen, der ihm bisher immer noch gemangelt hatte; aber vergeblich würde er sich der raschen und doch kalten Entschlossenheit des Jünglings widersetzt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Mädchenkopf unter der Thüre erschienen wäre. „Ei Bomben und Granaten, sagt der alte Franzosenstrib,“ rief sie lachend, „was geht heute nicht Alles mit dir vor, Christian, vorhin sahst du aus wie der leibhaftige Gottscheibens, und jetzt wie eine graue Rilschuppe — hast du in einen Mehl-

wächst ihre Wichtigkeit, ja sie wird geradezu unentbehrlich in Zeiten, wo an den Patriotismus und die Opferwilligkeit der Völker die schwersten Anforderungen gestellt werden."

Der schönste Theil Böhmens, der Leitmeritzer Kreis, dürfte allen Anzeichen nach zu dem Schauplatz auserkoren sein, wo zum großen Theile der Läuterungsprozess durchgeführt werden wird zwischen Recht und Gewalt, dürfte zum Zeugen werden, wie ungerechte Ländergier selbst die herrlichsten Schöpfungen Gottes, selbst die prächtigsten Werke menschlichen Fleißes nicht schont, dürfte aber auch das Feld der Schmach für unsere, für die Feinde Oesterreichs werden. Wird auch der Leitmeritzer Kreis, so weit das Gebirge vorherrscht, von Deutschen bewohnt, denen ein Bruderkrieg auf's Tiefste verhaßt ist, so fühlen sie dennoch, daß es sich hier nicht um einen Krieg zwischen Deutschen des Deutschtums wegen, sondern um die Bewältigung schaler Ländergier handelt; sie fühlen, daß rohe Gewalt sich anschickt, theures Hab und Gut zu zerstören, auf schwerem getränktem Boden die üppigen Feldfrüchte zu zerstampfen, die Frucht jahrelangen Fleißes zu vernichten. Doch hat die anfängliche Beklemmung, hervorgerufen durch das Bewußtsein, hier den ersten Anprall des Feindes bestehen zu müssen, längst schon der ruhigen Besonnenheit Platz gemacht, und selbst in Leitmeritz, das doch wegen der nahen Festung Theresienstadt der Gefahr großer Zerstörungen am meisten ausgelegt ist, sieht man nunmehr gefaßt den Krieg herantreten, als etwas Unvermeidliches, als ein nothwendiges Uebel zum Besserwerden.

Die Konferenz, welche sich später, wenn man sich über die Vorbedingungen einigt, zum Kongresse erweitern soll, wird hauptsächlich über die schleswig-holsteinische, die österreichisch-italienische Frage und über die Bundesreform beraten. Das Wort Venetien wird in dem Einladungsschreiben — um Oesterreich nicht zu reizen — gar nicht gebraucht, sondern bloß gesagt, es sollen die Mittel aufgesucht werden „zur Sicherheit und Konsolidirung des italienischen Königreiches;" auf verblühte Weise wird angedeutet, daß auch die polnischen und orientalischen Angelegenheiten Gegenstand der Kongreßberatungen sein dürften.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ sagt über die Konferenz: „Sind die Chancen für den Frieden größer geworden? Niemand glaubt es, und ich bin in dieser Beziehung mit der allgemeinen Auffassung in vollkommener Uebereinstimmung. Die Konferenz hat zwar abichtlich kein bestimmtes Programm seitens der vermittelnden Mächte erhalten; aber außer allen Zweifel steht es, daß die Cession Venetiens die erste Frage sein wird, welche zur Erwägung gelangt, obschon in der kollektiven Einladung zu den Konferenzen dieser für Oesterreich so hart klingende Passus umgangen und gesagt worden ist, es solle nur nach „Mitteln gesucht werden, um Italiens Sicherheit zu verbürgen.“ Schon diese erste Frage muß den Kongreß sprengen, weil sie sich nur auf Unkosten Dritter lösen ließe und die neutralen Mächte nirgends die Absicht verlaublich haben, ihre Vermittlung bis auf eine Vergewaltigung dritter Staaten auszudehnen. Die Zumuthung, Venetien abzutreten, wird und muß Oesterreich aber sofort ablehnen, wenn ihm nicht gleichzeitig ein Kompensations-Objekt angeboten wird. Letzteres ist nicht vorhanden, die Cessionsfrage ist aber nicht zu vermeiden, und deshalb wird die Konferenz nach wenigen Sitzungen am Schluß ihrer Arbeit angelangt sein. Sollte dies aber auch nicht der Fall sein; sollte Oesterreich durch das geschlossene Auftreten der übrigen Mächte so weit eingeschüchtern sein, daß dessen Bevollmächtigter auf die Discussion über Venetiens Abtretung eingeht, ohne daß vorher über den Entschädigungsmodus etwas festgesetzt worden wäre, so raubt dennoch die kriegerische Haltung der streitenden Parteien auch die leiseste Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich. Ein Ungefahr, ein

unberechenbarer Zufall kann in jedem Augenblicke die Kriegsfurie entfesseln, und die Konferenz kann mit erstaunter Miene zusehen, wie ihr Schneefengang durch die Ereignisse überholt wird."

Die „Neue Frankfurter Ztg.“ schreibt: „Die Möglichkeit einer friedlichen Ueberlassung Venetiens an Italien ist der Alp, der den Grafen Bismarck drückt und ihn auf seinen Lorbeern zu schlummern hindert. Diese Möglichkeit aus der Welt zu schaffen, müht er und müht er sich Tag und Nacht, und zuletzt soll er das rechte Mittel darin gefunden haben, daß er den Prinzen Karl von Hohenzollern zur schleunigen Annahme des rumänischen Throns gegen den Willen von ganz Europa bewog. Hierüber schreibt man uns von guter Hand: Wenn Oesterreich Venetien an Italien abgeben soll, so gebührt ihm nach heutigen politischen Begriffen eine ausgleichende Vergütung, und diese ist nur in der Moldau und Walachei zu finden; die Donau für den Po und Mincio, das schwarze Meer für das adriatische. Der Tausch ist kein guter, doch in Anbetracht, daß er Oesterreich aus ewigen Verwicklungen entgiltig löst und ihm eine selbstständige, rein österreichische Politik für die Zukunft möglich macht, ist er immerhin annehmbar. Allein Graf Bismarck will nicht und kann nicht wollen, daß Italien das Ziel seines Begehrens auf friedlichem Wege erlange; denn soll seine Rechnung nicht falsch werden, so muß Italien Oesterreichs Feind so lange bleiben, als Preußen seine Zwecke noch nicht durchgeführt hat; Graf Bismarck widersetzt sich mit aller Kraft einer Lösung, welche Italien ohne Krieg in den Besitz Venetiens brächte. Seinen Widerstand hofft er dadurch zum Siege zu bringen, daß er das Kompensations-Objekt, die Donaufürstenthümer, in eine Lage bringt, daß Oesterreich nicht leicht mehr nach ihnen greifen könnte. Deshalb hat er den Prinzen Karl zu der übereilten Besteigung des schwankenden Rumänenthrons veranlaßt.“ — Diese Ansicht mag Manches für sich haben; wir meinen jedoch, daß sie mehr auf Vermuthung als auf Wirklichkeit beruht, obschon ein dergleichen politisches Manöver nichts an sich hätte, was der diplomatischen Kunststrichtung des Grafen Bismarck fremdartig wäre."

Aus der preussischen Hauptstadt wird die „Wiener-Abendpost“ gemeldet: Berlin war nicht leicht zu irgend einer Zeit mehr erfüllt von regem militärischen Leben; immer neue Truppenmassen vereinigen sich in der Stadt, um so rasch als es die Verkehrsverhältnisse gestatten, weiter nach Süden befördert zu werden. Die durchmarschirenden Truppen haben eine doppelte Bestimmung, ein Theil wird nach Erfurt, der andere nach Striegau dirigirt. Bei beiden Städten werden große Korps, über 40,000 Mann stark, aufgestellt. Am 19. d. M. hatte in Berlin die Konzentrirung der Garde mit dem Einmarsche des dritten Garde-Regiments aus Danzig begonnen. In sechs Tagen sollte sie vollendet sein. Die Truppen des zweiten Armeekorps (Pommern), welches das Gros der bei Erfurt sich entwickelnden Aufstellung bildet, nahmen ihren Weg natürlich ebenfalls über Berlin, am 23. war das zweite Grenadier-Regiment, am 24. das neunte auf dem Durchmarsche. Erwartet wurden das fünfte Husaren-Regiment, ferner die Infanterie-Regimenter 14, 42, 49, die sämmtlich in Erfurt einzutreffen haben. Bekanntlich haben das achte (rheinische) und das siebente (westfälische) Armeekorps theilweise dieselbe Bestimmung. Sie wurden in den letzten Tagen in der Umgegend von Köln konzentriert, und die Züge von da mit der Köln-Siegener und Köln-Mündener Bahn haben bereits begonnen. Nach Striegau marschirten am 22. die sechste Infanterie-Division und die sechste Kavallerie-Division durch Berlin. Wenn man von diesen Truppenbewegungen, die natürlich nur einen kleinen, uns zufällig bekannt gewordenen Theil der wirklich durchgeführten Vorkehrungen bezeichnen, einen Rückschluß auf den

lasten geblafen?" So plappernd sprang Köschens Freundin in die Stube und streckte sich, nachdem sie vor Meister Siebenmann einen halb lächelnden, halb spöttischen Knix gemacht hatte, auf die Beize, um Christian Etwas in's Ohr zu flüstern. „So — ist das wahr?" fragte er gedehnt. „Ganz gewiß," betheuerte das Mädchen ernsthaft, „sie gab vor, Kopfweh zu haben und bittet dich, ihr zu lieb solltest du vernünftig sein — verstehtst du, wilder Herr, ihr zu lieb."

Christian stand eine Weile sinnend, das Gesicht mit der flachen Hand verdeckt auf seine Muskete gestützt; dann lehnte er das Gewehr in eine Ecke und sagte ruhig: „Jetzt wollen wir noch eine Flasche trinken, Meister Siebenmann, bevor wir uns auf den Weg machen — wenn Ihr heut Nacht noch über den Berg in's Ruederthal wollt."

Es war eine helle, duftende Frühlingsnacht, durch welche die beiden Männer den Weg nach dem Ebnat hinanschritten. Der Mondschein übergoß die weißen Blüthenbäume im Thale mit einem zauberhaften Dämmerlichte und spielte in wunderlichen Bildern mit den schwarzen Tannenschatten, die ihre Wipfel vom leichten Winde bewegt über den Pfad hinansbeugten. — Dieser stille Frieden paßte wenig zu den Reden, die der Thörlwirth mit immer steigendem Eifer führte; aber nichts desto minder lauschte ihnen Christian mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Das waren so neue Dinge, an die er in seinem Leben noch nie gedacht, und doch war's wieder, als wären sie der bloße Widerhall von dem, was eben im tiefsten Grunde seines eigenen Herzens vor sich ging. „Seht nur," schloß endlich der Meister, Köschens Vater, der Untervogt, ist sonst ein gerader, wackerer Mann; aber wenn er einen von unsern gnädigen Heeren und Junkern sieht, meint er den lieben Herr Gott selbst zu sehen, und wenn so ein Hochmuthsritter sein schönes, unschuldiges Löcherchen zur Hand verlangte, ich glaube — der Himmel verzeih' mir's — er würd' sie ihm geben, bloß weil er meint, er dürfe als Untervogt einem gnädigen Oberrn Nichts abschlagen."

Christian zuckte bei diesen Worten zusammen und blieb stehen. „Meister Siebenmann," sagte er nach einer langen Pause, „wenn das Alles wahr ist, was Ihr da gegen unsere gnädigen Herren sagt, so wollt' ich lieber mein Gewehr an dieser Ecke zerbrechen, bevor ich's gegen einen Franzosen loschießen würd'." — „Ob das Alles wahr ist?" entgegnete der Thörlwirth — „wenn Ihr heute nicht selbst schon genug erfahren habt — und ich soll's doch meinen, so kommt, ich will Euch da noch eine Geschichte erzählen. Seht Ihr dort drunten im Felde die einzeln

stehende Tanne? Sie steht, knorrig und verwittert wie sie ist, im Mondschein zwischen den weißen, blühenden Obstbäumen wie ein schwarzes Nachtgespenst."

„Ich sehe sie wohl," sagte Christian, es ist die Kleinhänsel-Tanne."

„Die Kleinhänsel-Tanne? — Warum heißt sie so?"

„Ach," erwiderte Christian, etwas verwundert über diese Frage, „das ist so eine Sage, was wahr daran ist, weiß ich nicht. Die Leute erzählen, es habe einmal im Dorfe ein Hezenmeister gelebt, der Kleinhänsel geheißten. Dem Teufel habe er seine Seele verkauft und dann die Bauern zu allerlei widerseßlichen Streichen gegen die Obrigkeit aufgewiegelt, bis ihn endlich der Böse geholt und seinen schwarzen, halbverbrannten Leib an jene Tanne aufgehängt habe. So erzählen's die Leute."

„Das weiß ich," sagte der Thörlwirth, „und dachte mir, du werdest auch nicht besser belehrt sein als Andere. Drum hör', ich will dir die Geschichte erzählen, wie sie wirklich passiert ist. Es sind etwa hundert-fünfzig Jahre her, da lebte drunten im Felde ein wackerer, reicher Bauer, Kleinhänsel genannt. Derselbe hatte ein Weib, das schönste im ganzen Thale, mit der er in Frieden und Treue lebte, bis der böse Feind unter sein Dach trat. Das war ein Berner Junker, der auf irgend eines dieser Schlösser kam, ich weiß nicht mehr, ob nach Rued oder Liebegg. Der seine Herr hatte aus fremden Landen, in denen er seine Jugend in Kriegsdiensten verlebte, lockere, verderbte Sitten mit heimgebracht, aber auch eine glatte Zunge und schöne Worte, mit denen er seine Laster aus schmücken konnte. Die junge Bäuerin gefiel seinen lusternen Augen und wurde in ihrer Einfalt und Unerfahrenheit die Beute seiner verbrecherischen Versuchungen. Der unglückliche Kleinhänsel rief die Strenge des Gesetzes an gegen den Räuber seiner Hausheer; aber man weiß, daß keine Kräfte der andern die Augen aushackt. Der arme Mann wurde von Pontius zu Pilatus geschickt und mußte am Ende seine Schande und sein Unglück ungerächt hinnehmen; aber eine große Verbitterung kam in sein Herz und er schwur, bei Gelegenheit daran denken zu wollen."

Diese Gelegenheit kam günstiger als er sie erwarten konnte. Schon lange nämlich hatten die Herren in den Städten angefangen zu glauben, das Volk, das doch ein freies Schweizervolk sein sollte, sei bloß ibretwegen da; neue, unerhörte Abgaben wurden ausgeschrieben und die Landvögte bereicherten sich, wie noch heut zu Tage, aus dem Schweisse des Landmannes. Da standen unerschrockene Männer zusammen, überall im Oberlande, im Aargau und Luzernbiete, und beriethen sich, wie dem Unwesen

Umfang der Rüstungen machen darf, so bietet Preußen in der That fast seine ganze militärische Kraft an der österreichischen und sächsischen Grenze auf.

Bei der in Gunzenhausen vor etlichen Tagen stattgehabten Besprechung von Abgeordneten und Mitglieder n der bayerischen Fortschrittspartei erklärte sich die Versammlung mit Einstimmigkeit „gegen unbedingte Neutralität und im Falle eines preussischen Angriffes für sofortiges Eintreten in die Aktion an der Seite Oesterreichs, wenn dieses durch Anerkennung des vollen Rechtes der Herzogthümer (Anerkennung des Herzogs Friedrich, Verfassung des holländischen Kontingentes) Garantien dafür gebe, daß beim Friedensschlusse die Herzogthümer selbst nicht als Kompensations-Objekte verwendet würden.“ Es wäre nun zu wünschen, daß sich die Kammer in ähnlicher Weise aussprechen möge.

Bezeichnend für die Stimmung in dem vorgeschrittensten Theile der deutschen Demokratie ist es, daß in einer am Pfingstmontage in Frauenfeld, im Thurgau, abgehaltenen Versammlung mehrerer deutscher Arbeitervereine der Schweiz Beschlüsse gefaßt wurden, die sich entschieden gegen die Bismarck'sche Politik aussprachen. Haupt-sächlich wurde in denselben betont: Bei dem bevorstehenden Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen schlechterdings keine Neutralität der übrigen Bundesstaaten, sondern in diesem besonderen Falle trotz alledem und alledem entschiedenes Eintreten neben Oesterreich! Recht bleibe Recht und müsse geschützt werden, wie vielleicht auch der Mann beschaffen sei, der sich im Recht befinde. Unter den in der Versammlung zahlreich vertretenen Preußen war auch nicht ein Einziger, der seiner Regierung, ihren Zwecken oder Mitteln das Wort geredet hätte. Sicherer Nachricht zufolge sind nach Bregenz in Vorarlberg auch bereits Anfragen ergangen, unter welchen Bedingungen bei wirklich ausbrechendem Kriege deutsche Arbeiter in der Schweiz ins österreichische Heer eintreten könnten.

Die russische Armee, welche sich am Pruth aufgestellt, muß einen ganz andern Zweck haben, als die Besetzung der Donaufürstenthümer, da der Befehl zum Einmarsch in dieselben, welcher bereits ertheilt war, im letzten Augenblicke noch zurückgenommen wurde. Vielfach wird die Meinung laut, Oesterreich dürfte auch einen Angriff von Seite Rußlands zu gewärtigen haben. In es verlautet sogar, Fürst Gortschakoff, der russische Ministerpräsident, habe zur Zeit der letzten politischen Revolution bestimmte Verbindlichkeiten gegenüber Bismarck übernommen, welche Rußland bei dem bevorstehenden Kriege kaum erlauben würden, neutral zu bleiben.

Die romanische Verwicklung gibt „Daily-News“ Gelegenheit zu Bemerkungen über die Art, wie gefährliche Fragen von der Diplomatenzunft gelöst werden. Auf dem Kongreß von 1856 sei bekanntlich die orientalische Frage so dauernd gelöst worden, daß sie jetzt zu einer neuen Lösung reif sei. Höchst weise findet sie es von den Herren Diplomaten, daß sie den Donaufürstenthümern die Erwählung eines ausländischen Prinzen verboten haben; denn da nur ein solcher das Land in Ruh und Frieden regieren könnte, so habe die Diplomatie nicht das Erlöschen der romanischen Frage und keinen Mangel an interessanter Beschäftigung zu fürchten. Schließlich ertheilt sie dem Kongreß den Rath, den Hospodar Karl von Hohenzollern einfach zu bestätigen; sonst werde man die fremden Truppen schwerer aus der Moldau-Walachei hinausbringen als die Preußen aus Schleswig. (Frankreich, Italien und Preußen reden dieser Bestätigung das Wort.)

abzuhelfen sei. Daß der Kleinhänsel nun auch kein Blatt vor den Mund nahm, ist leicht zu denken; aber die Herren wollten Nichts hören von alten, wohlverordneten Rechten und Klagen der Bauern, bis diese sagten: so wollen wir's mit den Büchsen probiren. *) Auch aus dem Kulmerthale zog mit, was einen Kratten trölen konnte, der Kleinhänsel überall voran; aber die Herren halfen einander, die Zürcher und Andere schickten Kriegsvölker und drunten bei Mellingen wurden die Bauern blutig auf's Haupt geschlagen. Der Kleinhänsel, der an keine göttliche Gerechtigkeit mehr glauben mochte, wehrte sich noch in seinem eigenen Hause und wollte sich nicht ergeben; aber endlich wurde er überwältigt und auf Befehl des nämlichen Sunkers, der sein Lebensglück zerstört hatte, an jene Tanne, die damals noch als kleines Stämmchen vor seinem Gartenhage stand, aufgehängt. In späterer Zeit sagten die Herrendiener, wenn Etwas vom Kleinhänsel gemunkelt wurde, er sei ein Hexenmeister gewesen und darum habe ihn der Teufel geholt. Das ist die wahrhaftige Geschichte der Kleinhänsel-Tanne. Die Andern, die mit in's Feld gezogen waren, um für ihr gutes Recht zu streiten, konnten froh sein, wenn sie mit abgschnittenen Ohren oder einer geschlittenen Zunge davonsamen. Vielleicht war Euer Urgroßvater auch darunter. So — und nun gute Nacht. Ich denke, Ihr werdet jetzt wissen, was Ihr zu thun habt, wenn die Franzosen kommen, um unsern gnädigen Herren ein Wenig auf die Finger zu sehen. Kommt Ihr nach Arau, so werdet Ihr hoffentlich beim Thörl ein Schoppen trinken; bis dahin grüßt mir Röschen, und wenn der Herr Major etwa wieder mit ihr tanzen will, so denkt an den Kleinhänsel und seine Tanne.“

II.

Es war eine unfreundliche, feuchtkalte Novemberrnacht, durch die Christian vom Ebnat nach dem Dorfe hinunterging. Der Nebel rollte, vom Winde bewegt, in schweren Massen die Höhen herab und nur hier und da vermochte der Mond mit einem salben Schimmer durchzudringen. In der Seele des einsamen Wanderers wogte und stritt es durcheinander, wie droben Licht und Finsterniß. An der Waldecke blieb er stehen und schaute in das graue Nebelmeer hinaus. Im nämlichen Augenblicke erhob sich über dasselbe auf der jenseitigen Anhöhe der Thurm von Liebegg, von einem vollen Strahle des Mondes so hell beschienen, als ob lichter Feuer

Napoleon und der Krieg.

Marburg, 29. Mai.

Wie sehr auch ein Kongreß dem Kaiser der Franzosen am Herzen liegt, der jetzt angestrebt ist doch nur eine Saukelei.

Die Raschheit, mit welcher Oesterreich seine Wehrkraft aufgebietet, und die Kriegelust, die sich im deutschen Volke offenbart, haben einen Strich durch die Rechnung unserer Feinde gemacht. Die Rüstungen in Frankreich, Preußen und Italien sind noch immer nicht soweit gediehen, um Oesterreich mit dem gewünschten Erfolge angreifen zu können. Also: Verschleppung der Sache, Verzögerung des Ausbruches, Stärkung der Bundesgenossen, Ermüdung des Gegners und zu diesem Zwecke Kongreß, einstweilen Konferenz!

Napoleon will den Krieg, Napoleon muß ihn wollen: das eigensüchtige Interesse drängt ihn dazu. Der Krieg soll die Scharte auswehen, die ihm die Amerikaner geschlagen — der Krieg soll ihm die Parteien im eigenen Lande zur Ruhe bringen, soll dem französischen Volke, das mit immer wachsendem Verlangen seine Rechte zurückfordert, durch den Glanz der kaiserlichen Fahnen Ersatz leisten, für die mangelnde innere Freiheit durch äußeren Ruhm entschädigen — der Krieg soll den Rhein gewinnen, soll Preußen, das ohne Frankreich den Kampf nicht einmal zu beginnen wagt, zu Frankreichs Vasallen machen — der Krieg soll Frankreich nicht allein um ein schönes Stück italienischer Erde vergrößern, er soll auch Italiens Abhängigkeit von Frankreich beseitigen vermehren.

Nur ein Krieg, der Europa's, zumal aber Deutschlands blühende Gefilde in Schlachtfelder verwandelt — ein Krieg, welcher die kräftigste Männerwelt der festländischen Völker gemordet; der Tausende von im Schweisse der Arbeit erworbenen Millionen verschlungen — ein Krieg, welcher den neuen Brennus das Schwert in die Wagtschale werfen läßt und die Besiegten zwingt, sich rechtlos, willenlos dem Machtspruche des Siegers zu beugen — nur ein solcher Krieg führt zu einem Kongreße, der Napoleons Eroberungen durch Verträge sichert.

In tiefes Schweigen hüllt sich der Friedensheuchler in Paris: worüber er auch brüten, was er auch sinnen mag, seine eigene Geschichte, die Geschichte seines fluchbeladenen Hauses gibt Bürgschaft für seine verderblichen Pläne.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Seit jenen Tagen, in welchen Napoleon zum Danke für die Zerkretung der französischen Republik als Retter der Gesellschaft gepriesen worden, bis heute haben wir dieses Gericht manches Urtheil mit blutigen, flammenden Zügen niederschreiben. — Hat aber die Geißel der Völker, die Napoleon geworden, die Betroffenen zur Erkenntniß aufgepeitscht und haben wir den rechten Muth, nach dieser Erkenntniß zu handeln, dann wird es geschehen, daß Oesterreich und Deutschland den Spruch des Weltgerichtes gegen Napoleon III. vollziehen.

Die Kriegsarmee

Oesterreichs, Preußens und Italiens werden von der „Militär-Zeitung“ in einer „Uebersicht“ geschildert. Die Angaben dieses Fachblattes stammen in Bezug auf unser Heer gewiß aus einer verlässlichen Quelle: die preussischen Streitkräfte, noch mehr aber die italienischen dürften jedoch unterschätzt worden sein. Der fragliche Artikel lautet:

„Während die Diplomaten fortfahren, die deutsche Frage noch mehr zu verwickeln, als sie schon ist, werden Truppenmassen allseits gegen die Grenzen gewälzt, wie sie in solcher Anzahl Europa noch nicht gesehen, um die Frage mit Gewalt zu lösen.“

aus den weißglänzenden Mauern hervorbrechen wolle. Christian bis die Lippen zusammen, einen zornigen Fluch murmelnd. „Bah,“ sagte er weitergehend vor sich hin, „ich denke so gut an die Kleinhänsel-Tanne als an das Junkernschloß, und diesmal könnt's anders werden, Herr Major!“ Bei diesen Worten erhob er die Faust drohend nach dem Schlosse Liebegg, das schon wieder vom Nebel verhüllt in Nacht versunken war. Der Jüngling achtete wenig auf dies zauberhaft wechselnde Licht- und Schattenpiel; er sang, oder raunte vielmehr allerlei Löhne vor sich hin aus denen endlich die Worte hervorbrachen:

„So geht's, wenn ein Mädele zwei Knaben lieb hat,
's thut wundersehten gut.“

„Ah,“ sagte er plötzlich stillstehend und die Hand auf die Stirne drückend. „ich thu' Röschen doch weiß Gott unrecht, und mir selber mach' ich unnütze Qualen. Es liebt mich mehr als sein eigenes Leben — ja, ja gewiß — mehr als seine Seligkeit; und ich — ich versündige mich, wie hat es nur gestern Abend geweint!“ Christian fing bei dieser Erinnerung an so rasch zu gehen, als ob er seinen eigenen Gedanken entfliehen wolle. „Was kann Röschen dafür,“ fuhr er immer schneller laufend fort, „was kann es dafür, daß der Major wieder im Reviere ist — der Teufel weiß, was der hier herumjuchzelt. Nein, nein, es soll's nicht entgelten, daß der Vater ein Junkernschlecker ist — bei meiner Treu', es soll's nicht entgelten.“

Mit diesem Entschlusse, den er schon hundertmal gefaßt und hundertmal gebrochen, eilte der Jüngling den Fußweg hinein, der durch den Baumgarten nach des Untervogts Hanse führte. Als er etwas geräuschloser auftretend um die Ecke der Scheuer bog, die etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernt stand, rief eine leise Stimme hart neben ihm: „Christian!“

„Bist du's?“ fragte er verwundert, Röschen an beiden Händen fassend, „bist du es?“

„Ich habe hier auf dich gewartet,“ antwortete das Mädchen mit leiser, vor Frost zitternder Stimme — „schon über eine halbe Stunde.“

„Und warum da draußen in der Kälte? Komm', wir wollen hinübergehen.“

„Nein — nein!“ rief Röschen ängstlich, indem es Christian zurückzog. „du darfst nicht hinüber; es ist Jemand da — du darfst nicht.“

„So?“ fragte Christian scharf, indem er eine Hand Röschens losließ, „und wer so Wichtiges ist denn da, wenn ich fragen darf?“

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Schweizerische Bauernkrieg 1653.

Mit den errichteten fünften Bataillonen der achtzig Infanterie-Regimenter, verhältnißmäßiger Vermehrung anderer Truppentheile und Aufstellung von Freiwilligenkorps wird die österreichische Armee auf den Stand von nahezu 800,000 Mann gebracht, eine Zahl, die sie im Jahre 1859 nicht erreicht. Von diesen zürhen ungefähr 600,000 Mann ins Feld, wovon 350,000 Mann gegen Preußen und 250,000 Mann gegen Italien verwendet werden.

Die Truppen, welche unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Benedek die Nordarmee bilden, werden binnen wenigen Tagen ihren Aufmarsch entlang der böhmisch-mährischen Grenze vollendet haben. Zur Sicherung des eigenen Landes ist Alles vorbereitet. Die Festungen Kratau, Olmütz, Königgrätz, Josephstadt und Theresienstadt sind armirt und haben zum großen Theile neue Werke erhalten, welche das Befestigungssystem ergänzen. Selbst die Deckung Wiens hat die Vorsicht des Oberkommandanten nicht aus den Augen gelassen, indem er die Anlage eines Brückenkopfes bei Florisdorf anordnete, theils um die beiden Brücken vor Vernichtung durch feindliche Streifparteien zu schützen, und theils um eintretendenfalls eine Armee aufzunehmen.

Aber auch Preußen und Italien haben ihre Kräfte angepannt, um vereint eine Uebermacht Oesterreich entgegenstellen zu können. In der That suchte die erstere Macht durch Einziehung der Landwehr des ersten und zweiten Aufgebots das Heer auf 700,000 Mann zu bringen. Allein man überzeugte sich bald von der Nichtdurchführbarkeit dieser Maßregel, und es wurde theilweise schon die Mannschaft des zweiten Aufgebots wieder entlassen. Immerhin wird aber Preußen eine Armee von 450,000 Mann ins Feld stellen können.

Was Italien anbelangt, so kann dieses nach den letzten Ausweisen kaum 200,000 Mann zusammenbringen, die sich in fünf Armeekorps entlang dem Po von Pavia bis zum adriatischen Meer vertheilen. Im besten Falle können im Laufe des Krieges noch 100,000 Mann dazukommen. Diese werden aber dann höchstens nur die sich ergebenden Abgänge ersetzen, weshalb wir auf dieser Seite dem Feinde stets vollkommen gewachsen auftreten können.

Nach der Ausdehnung seines Territoriums und der Konfiguration seiner Grenzen ist auch Preußen nicht im Stande, uns eine Uebermacht entgegenzustellen. Wenn man die beiden Korps im Rheinlande, welche, wie es heißt, zur Beobachtung Süddeutschlands bei Koblenz und Weßler aufgestellt werden sollen, das Korps, welches bei Erfurt Position zu nehmen hat, und die Besatzungstruppen von Schleswig abrechnet, so verbleiben für die Operationen gegen Oesterreich kaum mehr als 300,000 Mann, die in Schlessen und zur Deckung Berlins zu vertheilen sind. In Schlessen sind vier Armeekorps zu agiren bestimmt, denen ein fünftes bei Frankfurt an der Oder als Reserve dient. Das Gardekorps ist in Berlin und Umgegend dislocirt.

Die allgemeine Uebersicht der Stärkeverhältnisse zeigt uns nun, daß Oesterreich seinen Feinden auch ohne Verbündete vollkommen gewachsen ist. Ein Vortheil, den es außerdem noch für sich hat, ist, daß seine Kräfte konzentriert sind, während der Feind die seinigen verzettern muß, um zum Angriff zu schreiten. Preußen hat jetzt eine Armeefront inne, die fast hundert Meilen ausgedehnt ist, durch die mannichfaltigsten Terrainhindernisse und fremde Länder von einander getrennt. Italien hat hingegen im Vormarsch gegen das venetianische Befestigungssystem solche Hindernisse zu gewärtigen, die einen geschlossenen Angriff fast unmöglich machen. Nothwendig muß es dem Vertheidiger des Festungsvierecks schwache Seiten zeigen, die dieser hoffentlich zu benützen nicht versäumen wird. Oesterreich kann sohin seine Feinde mit Siegeszuversicht erwarten."

Marburger Berichte.

(Erschlagen.) In der Gemeinde Elemen führt ein Weg von der Landstraße durch den „Habitbergraben“ nach S. Kreuz. Im Walde, der sich an diesem Wege hinzieht, war am 22. Mai der Grundbesitzer

Georg Hausenbach mit Holzfällen beschäftigt, als die sechzig Jahre alte und taube Theresia Schottinger von S. Kreuz daher kam, von einem niederstürzenden Baume getroffen wurde und augenblicklich todt blieb. Sie wurde in Zellnitz begraben. Das Unglück hätte verhütet werden können, wenn Hausenbach es nicht unterlassen, Warnungszeichen aufzustellen oder nachzusehen, ob der Weg frei. Die Untersuchung ist eingeleitet.

(Vereinsleben.) Am 26. d. M. fand eine Herren-Liedertafel des Männer-Gesangsvereins statt. Herr Reallehrer Stopper, der Schriftführer des Vereins, war zum Obmann erwählt. Nach einer kurzen Ansprache wurde der „Sängergruß“ von Reichsfessel vorgetragen; dann folgten die trefflich ausgeführten Chöre: „Sängerbund“ von Becker — „Normannsang“ von Küden — „Hoch vom Dachstein“ — „Reiterlied“ von Otto — „Bleib bei mir“ von Keger — „Romankapitel“ von Engelsberg — „Im Weinhaus“ von Benedek. „Der stille Becher“ von Broch errang Herrn Jsepp lauten Beifall. Das neu eingetretene Mitglied, Herr Dr. Tertschek, Advokaturkonzipient, sang ein Lied von Thomafewitsch: „Der todtte Soldat“ und eine Arie aus „Bittesind“, Oper von Raphael, die wiederholt werden mußte. Der Verein darf sich Glück wünschen, eine solche Kraft gewonnen zu haben: der Tenor des Herrn Tertschek ist von wunderbarem Klange. Die Herren: Simonitsch, Grünanger, Ueberchwinger, Proßinaga und Kuhri trugen „Kärntnerlieder“ vor, welche aufmerksame, begeisterte Zuhörer fanden und auf allgemeines Verlangen wiederholt wurden. Diese Mitglieder sangen auch das schon am lezten Vereinsabend mit Beifall aufgenommene Quintett: „Karolinen“. Herr Kapellmeister Brava spielte auf dem Klaviere die: „Ungarische Rhapsodie“ von Szekely. Herr Kuhri, der unverwundliche Komiker des Vereins, deklamirte: „Des Geigers Liebe“ und: „Eine traurige Geschichte.“ Um 11 1/2 Uhr erklärte der Obmann die Liedertafel für geschlossen, welche die letzte in diesem Vereinsjahre war: nach der Weinlese beginnen diese „Herren-Abende“ wieder: im Verlaufe des Sommers werden einige Liedertafeln im Freien gegeben, an welchen auch das schöne Geschlecht theilnehmen wird.

(Diebstahl.) Der Grundbesitzer Andreas Bauer in Zellnitz, dessen Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude am 18. d. M. abgebrannt, ging am Sonnabend in die Stadt, um die Versicherungssumme (300 fl.) zu holen. Er fand einige Bekannte, unterhielt sich in mehreren Wirthshäusern und als er am frühen Morgen nach dem Gelde sehen wollte, war es verschwunden — gestohlen. Der Thäter befindet sich bereits in Haft.

(Diebstahl.) Am 12. März d. J. wurden dem Kanzleidiener Heubel und seiner Frau im Kärntnerbahnhofs Kleider und Kanzleiwäsche im Betrage von 70 fl. entwendet. — Am 19. d. M. entdeckte Frau Heubel auf dem Marktplatz, daß Agnes Wutscher von Rothwein einen Rock trage, der ihr gestohlen worden. Herr Heubel machte sofort die Anzeige beim Gemeindeamt und ließ die Verdächtige festnehmen. Agnes Wutscher behauptete, sie habe den Rock in Gilli gekauft. Die nähere Untersuchung ergab jedoch, daß beide Unterröcke der Agnes Wutscher zum Theile aus Handtüchern bestanden, welche die Werkzeichen der Südbahn-Gesellschaft hatten. Als die Hausfuchung beim Ehmann der Verhafteten vorgenommen wurde, fand man Gegenstände, die Herr Heubel als sein Eigenthum erkannte. Wutscher läugnerte nicht mehr und gab an, der Mitschulige sei ein Glöbner in Brunnndorf, bei welchem gleichfalls das Haus durchsucht und ein Theil des Gestohlenen entdeckt wurde. Ungefähr ein Drittel ihrer Kleider und der Kanzleiwäsche mag den Ehleuten Heubel wieder zurückgestellt worden sein — aber nicht im früheren Werthe, sondern meistens zerschnitten oder geändert.

(Zur Wiener Ausstellung.) Wie uns telegraphisch gemeldet wird, sollen nach dem Urtheile des Wiener Preisgerichtes für ausgestellte Weine folgende Marburger Preise erhalten: die gräflich Brandis'sche Kellerei den Staatspreis, die Herren Butt und Kaufner die großsilberne, die gräflich Meran'sche Kellerei, die Herren Pfriemer und Wrehl die kleinsilberne, die Herren: von Kriehuber, Brandstätter und Dr. Mülle aber die großbronzene Preismünze.

Telegraphischer Wiener Cours vom 29. Mai.

5% Metalliques	57.—	Kreditaktien	128.30
5% National-Anlehen	61.50	London	128.—
1860er Staats-Anlehen	72.80	Silber	124.—
Bantaktien	657.—	R. R. Münz-Dukaten	5.90

Nr. 1374.

(203)

Rundmachung.

Nach Artikel II des Allerhöchst sanktionirten Gesetzes vom 13. März 1866, womit für die Stadt Marburg ein Gemeindestatut erlassen wird, ist die Bestellung der neuen Gemeindevertretung unverzüglich zu veranlassen.

In dieser Folge werden nach § 16 der Wahlordnung die in drei Wahlkörper untertheilten Wählerlisten sämtlicher Wahlberechtigten der Stadtgemeinde Marburg vom 15. Mai bis 6. Juni 1866 zur Einsicht der Gemeindeglieder in der Gemeindefanzlei ausliegen, und es sind allfällige Einwendungen gegen das Weglassen oder unrichtige Eintragen eines Wahlberechtigten eines oder des andern Wahlkörpers, so wie überhaupt alle auf die Zusammenstellung der Wählerlisten Bezug habenden Beschwerden vom 6. Juni angefangen bis längstens 15. Juni 1866 bei dem Gemeindevorstande anzubringen, indem auf später eingebrachte Beschwerden keine Rücksicht genommen werden könnte.

Gemeindevorsteherung Marburg den 15. Mai 1866.

Der Bürgermeister: Andreas Tappeiner.

Die Militär-Schwimmschule

nebst dem Badehaus wird Mittwoch den 30. Mai eröffnet.

Eisenbahn-Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien:	Nach Triest:
Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh.	Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh.
6 Uhr 43 Min. Abends.	9 Uhr 2 Min. Abends.
Nach Billach: Abfahrt: 9 Uhr Früh.	

Verantwortlicher Redakteur: Franz Westphaler.

Z. N. St. G.

Druck und Verlag von Eduard Janschy in Marburg.

Fahrgelegenheiten

sowohl im leichten als schweren Zuge um billigst festgesetzte Preise;

Verpackung und Spedition aller Art

Eilgüter;

Expedition für Passagier- und Reisegepäck

besorgt schnell und billigst die

Direktion des Marburger Dienstmann-Institutes, als Centralstelle für Privat- und geschäftliche Angelegenheiten.

Comptoir: Burggasse Nr. 145 im eigenen Hause.

3. 1382.

(186)

Konkurs = Ausschreibung.

Die Stadtgemeinde Marburg hat nach Inhalt des Gemeindestatutes zur Leitung der Geschäfte des Gemeindeamtes einen zum politischen Verwaltungsdienste befähigten anerkannten Amtsvorstand anzustellen.

Kewerber um diese Stelle, mit welcher ein jährlicher Gehalt von 1000 fl. nebst einem Quartiergelde von 200 fl. und nach Ablauf dreier Probejahre auch die Pensionsfähigkeit nach den für Staatsbeamte geltenden Normen verbunden ist, wollen ihre Gesuche, belegt mit den Beweisen der anerkannten Befähigung zum politischen Verwaltungsdienste und ihrer bisherigen Dienstleistungen, längstens bis 30. Juni d. J. an die Vorsteherung der Stadtgemeinde Marburg, bei welcher die weiteren Auskünfte ertheilt werden, portofrei einbringen.

Stadtgemeinde Marburg am 15. Mai 1866.